



Gwamp Moccassin.

Von John F. Mathews.

Diese Skizze erschien anlässlich eines Preisansprechens in der amerikanischen Regierzeitung „The Crisis“ und wurde mit dem ersten Preis ausgezeichnet.

Verkrüppelte Zwergpalmen, gebeugt unter der klebrigen Feuchtigkeit, die sich vor Sonnenaufgang an der Goldküste niederschlägt. Myriadenfaches Leben, aus dem Schläfe einer schwülen Nacht erwacht, sumrende Fliegen, schwirrende Insekten und Hunde, eine zahllose Brut von Bastarden.

In den Zellenwagen hatten die ganze Nacht verlassene Menschen geschlafen. Mit den Händen, den fliegenden und kriechenden Lebewesen, öffneten auch sie ihre Augen in eine erwachende Welt, nur daß ihr Blick müde war und ihre Welt ohne Hoffnung. Sie sahen nur eine Sumpfwildnis, ein Labyrinth von laugnadeligen Fichten, wehlich schimmernde Flecke und ein paar Fuß hoch über dem Boden trogartige Becher, in denen das Harz dieser weißfleckigen Bäume gerann. Bei Morgengrauen und in der Dämmerung nahmen diese Flecke manchmal seltsame Formen an: Gesichter zeigten sie, grinsende und spottende. Sie waren oft schreiende Kopien jenes schrecklichsten Antlitzes — des Gefängnisverwalters.

Die Nachtschicht der Wache tauschte Grüsse aus mit der Tagsschicht und kroch unter die niederen Zelte hinter den Zellenwagen, um noch ein bißchen Schlaf zu erhaschen, ehe die brennende Glut sich niederlegte. Die Kühle des Sumpfes kühlte sie ein und ermüdete sie. Seine Stille benahm jeden Mut und zerstörte jede Lebensfreude. Der Geruch von Stäfee kistete sich an die feuchte Luft. Der einzige weiße Gefangene war der Koch des Lagers. Man hörte ihn seinem Mitgefangenen und Hülfsoch im Küchenwagen Befehle erteilen.

Die Zellen wurden aufgesperrt, und dreißigwanzig Neger trogen aus ihren Grüßten wie wandelnde Leichname. Sie trugen Gefängniskleider bei Tag und Nacht. Gleich den Hunden durften sie nur stöhnen, sich strecken und zum Essen bereit sein.

Einige holten Wasser aus einer Quelle und wuschen sich hastig. Andere tranken gierig aus der hohlen Hand. Dreißigwanzig Körper waren es, lang, kurz, mager, fett, muskulos, gestählt, Menschen nur, nicht besonders

wertvoll, aber von einiger Bedeutung für die Gewinnung des Terpentins.

Die Anwesenheit der Wache war eine immerwährende Qual. Gewehre, die töteten, Augen, die immerzu beobachteten — was konnte ein unbewaffneter Neger noch irgendwie erhoffen!

Eins, zwei; eins, zwei. Sie schritten im Gänsemarsch zu ihrer Morgenration. Dampfende Blechbüchsen Kaffees, große Stücke Speck und dicke Schnitten Kornbrot. Gieriges Schlucken, Schmatzen dicker Lippen. Sie mußten ihre Wäuste füllen oder sterben.

Auch die Wachen aßen; aßen und wachten. Der erste Schimmer des Morgens breitete sich über die Gipfel der Bäume. Die Schatten noch an den Bäumen hastend, sind farblich angehaucht, grün die Blätter, braun die Rapsen. Darunter grünes Gras, grüner Zaßlamm, schwarze Gefächter, weiße Gefächter, schwarze Streifen, weiße Streifen; menschliche Zebra's.

Die Sträflinge aßen mehr oder weniger schweigend, traurig und mürrisch. Diese Eintönigkeit, der Mangel an jedem Ding, das Freude machen konnte, überwältigte sogar die Wachen. Kein Wechsel der Landschaft, immer nur vom Tang überwucherten Sumpf und hohe Bäume, die das Sonnenlicht verdunkelten; keine Briefe, es sei denn, der Vorratswagen brachte welche mit Lebensmitteln aus einer Entfernung von neunzig Meilen mit. Keine Erholung außer Schlaf, keine Frauen, keine Kirche. Die Wachen ruhten und beobachteten, die Sträflinge arbeiteten und wurden bewacht.

Aber Menschen müssen leben. Es gab ja auch noch andere Berufe, die sicherlich viel schlimmer waren, als unbewaffneter Neger in Schach zu halten. Und dann kann man ja auch langentbehrte Vergnügungen nachholen, denn einmal mußte es doch ein Ende haben. Die Gefangenen fanden Trost im Denken. Nummer eins war wegen Alkoholschmuggels herausgeschickt worden — sechs Monate. Er mußte, seine weißen Besatzer würden für seine Freilassung sorgen, so bald dem Gefes Gemüge getan war. Nummer drei war weniger zuversichtlich. Nummer dreizehn hatte seinen Rivale im Bordell getötet.

„Toschlag“ nannten es die Geschworenen.

„Zwei Jahre Zwangsarbeit,“ jagte der Richter.

Man raunte sich ringsum zu, daß, solange das Lager wahren würde, das heißt solange die als die Bäume einen Nutzen abwarfen, ein bestimmter Stand von Arbeitern nolens volens aufrechterhalten werden mußte. Bestimmungen über die Dauer der Strafe gingen oft verloren oder wurden vergessen.

Der Koch fütterte die Hunde. Das war die tägliche Zerstreung bei den Mahlzeiten. Ihr Knurren, Bellen und Winseln überlante das dumpfe Gemurre der Neger.

Sagte da Nummer dreißigwanzig zu Nummer zweiundzwanzig: „Einer von uns muß weg, ich oder der Verwalter.“

Nummer zweiundzwanzig raunte, seinen runden Kopf warnend schüttelnd Nummer dreißigwanzig zu: „Keiner von uns hat irgend eine Aussicht.“

Rings im Kreise die Köpfe auf dem Boden, mit tropfenden Lefzen, kläfften die Bestien des Sumpfes, machten laute gurgelnde Geräusche. In den Augen der Gefangenen blitzte unterdrückte Erregung auf. Die Wachen freuten sich auf den Kampf. Die großen Hunde wollen mehr haben.

Sie müssen mehr haben. Ihre Wäuste fassen mehr. Ein riesiger weißer Hund beß sich zum Sieger durch. Die Besiegten machten sich hinkend, kläffend, ihre Wunden leckend, davon.

„Aufgehört wie so einen Hausen Neger.“ lacht ein Wächter.

Zweiundzwanzig afrikanische Sträflinge grinsen und lachen ein afrikanisches Lachen.

„Nyah! Nyah! Nyah! Nyah!“

Aber Nummer dreißigwanzig, fechtig, schwarz, juchend, ballt die Fäuste.

Die Sonne stand höher. Einzelne Strahlen brachen durch die düsteren Wipfel der Bäume, und die Augen der Gefangenen trefsend ließen sie das Dunkel nur noch wirksamer hervortreten. Ungefährte wollhaartige Köpfe kelzten sich jäh zur Seite, runzelige schwarze Hände beschatteten blutunterlaufene Augen. Nummer dreißigwanzig starrte geradeaus vor sich hin.

Die Schatten, die sich von den Wipfeln der Bäume gelöst hatten, schienen in sein Wesen zu dringen, sein Innerstes auszutrocknen, die Atmosphäre seines Glends zu durchdringen und sich zu dem ewigen Schat-

ten der Furcht zu gefallen, der seine Kameras den bedrückte. Wie ein Leichenstück lag all das Verbohrte über ihnen, hüllte sie ein und erstichte jede Regung. Manche lebten stumpfsinnig dahin, Vergangenheit und Gegenwart vergessend, die Zukunft nicht kennend; andere wurden mürrisch und tierisch, nicht nur stumpfsinnig, sondern auch menschenunähnlich. Die Circe des Sumpfes verwandelte sie alle in Tiere, in Schweine, Drosseln, Stintiere und Wölfe. Der Lagerverwalter, dessen Schritte schon Schrecken erweckten, dessen Anblick zu Stein erstarren ließ, der ungeheurn Gewalt und Macht handhabte, war ihr sichtbares Werkzeug. Er war der weiße Hund, der Führer der Meute.

Bei Hunden und Menschen sind Instinkte härter als Furcht. Der Hunger ist ein solcher, und Hunger war es, der die halbverhungerten kleineren und schwächeren Tiere einem Happen erhaschen und davonlaufen ließ.

„Yee-ow!“ Einer von ihnen war nicht heimlich und rasch genug gewesen. Seine Tollkühnheit brachte ihm den Tod. Der große Hund erdroffelte ihn, biß und zerriß ihn in Stücke.

Seine Beine zuckten krampfhaft. Ein Wächter rief: „Ein Hurra den Weißen!“

„Haw! Haw!“ lachten grinsende rote Mäuler.

„Huh! Humpf!“ stöhnte irgend ein Sträfling diesen unnachahmlichen, singenden Ton des Spotts der Schwarzen.

Alle wurden nun aufmerksam. Langsam emstlich für einen Augenblick. Die Sträflinge wichen zurück vor dem gefährlichen Tier. Alle, außer Nummer dreiundzwanzig. Dieser ergriff einen Fichtenast, der in der Nähe lag, und schlug dem Tier den Schädel ein. Es war entsetzlich.

„Mach! Mach! Ein gefährlicher Neger.“ Auf jeden Sträfling war ein Gewehr gerichtet.

Aus seinem Zelte kam der Verwalter mit langen Schritten, mit seinem dicken Stiefeln die Erde aufwerfend.

„Zum Teufel!“ fluchte er und stürzte dahin. Er war ein Hercules von einem Manne: breite Schultern, Stiernaden, rotes Haar, rotes Gesicht, stahlblaue Augen, automatische Pistole in der einen, Peitsche in der anderen Hand.

„Der große Neger da, Nummer dreiundzwanzig, hat den besten Hund der Meute getötet. Ihn vor unseren Augen den Schädel eingeschlagen.“

„Neger,“ zischte der Weiße, schäumend vor Wut, legte die Pistole an, die Finger am Hahn: „Kleider herunter!“

„Keine Hoffnung für uns“ — das Echo eines Klüterns.

Sträflingskleider bedeckten die feuchte Erde, dann sank die Peitsche.

„Neger, sag dein Gebet!“

Dumpe Schläge und entsetzliche Stille. „Ich will dich heute nicht töten, Neger. Verdamm, mach dich an die Arbeit!“

Er wendete sich zur Wache und befahl: „Schindet sie, schindet sie, bis sie nicht mehr können. Der Hauptsaumelplatz braucht Material. Gestern kam ein Brief.“

Lahn, blutend bückte sich der Geprügelte, um seine Sträflingskleider aufzuheben.

„Eine Kugel in deine Eingeweide, wenn du nur einen Lappen anziehst.“

Vor ihnen dehnte sich eine Allee von langblättrigen Bäumen; graufige Narben leuchteten gelblichweiß im aufgehenden Sonnenlicht. Der kostbare Saft tropfte herunter, der den Kulturmenschen Terpentin gibt für

Apotheker, Maler und Künstler, Salz für Schiffe, die Welthandel vermitteln.

Sie stürzten in den Sumpf, wo es kriechendes und sich antlammendes Gewürm und Käfer gab, Skorpione, die sich in der alten Rinde toter Bäume verbergen und, allen weit überlegen an Schreden, die unerbittliche, furchtbare Ratter der Sumpfe, die Swamp Moccassin. Sie ist so gefährlich wie die Klapperschlange und nur noch rascher als diese, weil sie nicht wartet. Sie ist noch nie gezähmt worden und ist der Menschheit unbarmherzigste, grausamste Feindin. Sie verlangt keine Schonung und gewährt keine.

„Sing uns ein Lied, Neger!“ rief der Verwalter, der wohl wußte, daß mürrische Unzufriedenheit am besten durch den Stimulus eines Liedes zerstreut wurde, wie man ja auch sonst schwarze Arbeiter in dieser Weise anzuspornen pflegt.

Es gibt immer einen Anführer unter schwarzen Güterpadern, Hosenarbeitern, Straßenarbeitern, Farmern, Terpentingewinnern, der Worte und Melodie eines Liedes zu improvisieren weiß. Er schöpft aus der Eingebung des Augenblickes. Die schwarze Rasse reagiert auf jede Regung rascher, vielleicht, weil sie der Natur näher ist.

Eine Stimme brach hervor, so klagend und unirdisch, als wäre sie vom Körper getrennt, und sang: „Swamp Moccassin! Swamp Moccassin! Swa—a—mp Moccassin!“

Vom anderen Ende der Allee, von unsichtbaren Schritten, kam als Antwort der Refrain: „Swamp Moccassin! Swamp Moccassin!“ Die ganze Tragik des Sumpfschredens lag in diesem Refrain, und der ganze lauernde Haß gegen die Weißen, ein schmerzhaftes Gefühl des Unrechts.

Der Anführer improvisierte.

Swamp Moccassin, die sich im Sumpf verbirgt,

Hab' Mitleid mit uns Negern heute, Wir bemühen uns, dir aus dem Weg zu gehn,

Swamp Moccassin, die sich im Sumpf verbirgt!

Der Refrain erklang gespensterhaft unter den Bäumen, während der Saft von der jungfräulichen Schönheit der Bäume in die Becher tropfte.

Swamp Moccassin fürchtet keinen Menschen. Liegt auf einem Stamm mit baumwollweißem Mund, Leckt mit der Zunge hinauf und hinunter, Swamp Moccassin fürchtet keinen Menschen.

Die Klapperschlange klappert, wenn sie zum Sprunge ansetzt,

Moccassin's Augen sind ein furchtbarer Anblick,

Sieh dich vor, Neger, sobald du nur geboren,

Swamp Moccassin bringt dich zum Jüngsten Gericht.

Der nackte Schwarze taumelte nach vorn und rückwärts, sank nieder, erhob sich wieder, stöhnte mit schwimmenden Zinnen und Säulen in den Ohren. So wanderte er, in afrikanischer Langmut, im Kongodschungel.

Mittag. Die Sonne, am Mittelpunkt des Firmaments, glüht wie Feuer, Wäuste sind wie leer, Kehlen ausgehört und trocken.

Eine endlose Kette von Essen, Mühen, Schlafen, Gehen, Essen, Mühen Schlafen. Warum nicht verhungern? Dann keine Zelle mehr, keine Pladerei, ewiger Schlaf.

Die müden Sträflinge liegen leuchtend im Schatten. Die Hunde sind zu müde, zu rauhen. Geruch von angebrannten Bohnen und Duft von reinem Salz.

Braungedörrt von Sonnenglut liegt der Schwamm auf einem faulenden Baumstumpf. Rein, nicht braun. Kupferfarben sieht er aus. Ist es ein Schwamm? Es bewegt sich! Ein schlängelndes Gleiten. Ah! Eine Swamp Moccassin, die sich sonnt. Die Hunde haben sie erblickt. Sie winseln und schleichen rückwärts.

Der Verwalter will seinen Spaß haben.

„Neger, Hunde tötender Neger, fang die Schlange, sonst ziehe ich dir dein schwarzes Leder herunter!“

„Um Gott!“

„Hast du verstanden, Neger?“

Der Hahn der Pistole knackt. Augen traten aus den Höhlen. Ein Zittern durchfuhr den Körper des gerichteten Mannes. Dann, wie von irgend einem Vorfahren aus dem Schlingel befehlen, richtete er sich plötzlich gerade auf, seine Muskeln spielten und gehorchten mit Genauigkeit seinem Willen, stürzte sich, behender als die Schlange, auf sie herab... ein schraubenartiger Griff hinter den giftigen Kopf, und ein anderer kämpfend mit dem dicken häßlichen Körper, der sich abscheulich wand.

Da stand er, ein schwarzer Lacon, und hielt die Zuschauer im Bann. Eine blutartige Bewegung und ein sich schlängelndes Reptil flügte durch die Luft, zeigte seinen schwarzen schlüpfrigen Bauch mit Flecken von altem Elfenbeinweiß. Um den Nacken des Lagerverwalters ringelte sich der schlängelnde Leib, und der baumwollweiße Mund schlug zweimal in sein Gesicht.

Argendwie, ganz von selbst, entlud sich die Pistole und jagte eine Kugel durch den schwarzen Kopf des Sträflings. Er schlug schwer nieder, und als die Hunde sein Blut leckten, hörte die Lagerwache ihren Verwalter murmeln, während sich sein Gesicht purpurn färbte und zu dreifacher Größe aufschwoll.

„Gott... muß... ein Neger sein! Er ist so schwarz.“

Der Bannerträger.

Die rote Fahne will ich tragen Empor zur schönsten Menschlichkeit. Dort soll sie alles überragen In guten und in bösen Tagen, Verkünden eine neue Zeit.

Und schützend will ich bei ihr stehen Im glaubensfesten, treuen Bund, Und weithin sichtbar soll sie wehen, Mit ihr will ich durchs Leben gehen Zu jeder Zeit und jeder Stunde.

Und sollte ich einmal verzagen, In schweren Stunden schwächlich sein, Dann soll sie mahnend zu mir sagen: Du hast versprochen mich zu tragen, Nun sollst du stark und mutig sein.

Und wieder will ich vorwärts schreiten, Die rote Fahne in der Hand, Und wieder will ich sie begleiten Durch Kampf und Not und alle Zeiten Bis in das rote Freiheitsland.

W. Bod.

Die Zeitehe der Rotgardisten.

Von Dr. Marie Debus.

Unsere Eheverhältnisse sind nicht gerade vorbildlich, und zähe wird noch der Kampf um die Reform der Ehe sein. Aber die Ehe, die in Rußland geführt wird, reizt uns noch viel weniger zur Nachahmung, denn die Freiheiten, die die Menschen erhalten haben, mißbrauchen

Das Kriegsandenken.

Von Mikos Ctrnacty.

sie täglich und stündlich. In Rußland wurde aus der Ehe eine Freistadt für alle weiblichen und männlichen Polygamisten gemacht, zu einer reinen Kugelinstitution erniedrigt und die bürgerliche Verschumpfung abgelöst durch die noch schlimmere bolschewistische Ehekorruption.

In Rußland hat auch der Rotgardist das Recht, zu heiraten. Er macht von diesem Recht reichlich Gebrauch, auch dann, wenn er vom Dorf kommt und schon verheiratet ist. Das schadet gar nichts, denkt der Rotgardist, vergißt einfach seine Bäuerin und lebt lustig und fidel mit seiner neuen Frau in der Stadt. Das macht dem Rotgardisten aber nur so lange Spaß, als er Rotgardist ist. Kommt der Monat Oktober und die Entlassung aus der roten Armee, dann scheidet der Rotgardist zu, daß er sich schleunigst von seiner Frau in der Stadt drücken kann. Jetzt wird sie ihm lässig, und er sucht vor dieser Frau zu fliehen.

Aus den Augen, aus dem Sinn!

In Rußland: Aus den Augen, dann verschwinden! Welche Frau findet diesen Mann im weiten Rußland? Das wäre in Deutschland möglich, aber nicht in Rußland!

Diese Saisonfrauen der Rotgardisten bleiben dann mit den Kindern zurück und können verzweifelte Anstrengungen machen, bis sie ihre Klimente bekommen. Die sie selten bekommen, weil der Aufenthalt des Mannes unbekannt ist!

Es gibt aber auch noch eine andere Form der Zeitsche des Rotgardisten. Wenn er von der roten Armee abgeht, muß er wieder in sein Heimatdorf zurück. War er aber einmal in der Stadt, treibt ihn keine Sehnsucht mehr zurück ins Dorf. Er sagt, die dummen Bauern öden ihn an, und er kann es nicht mehr auf dem Lande aushalten! Er will dann in der Stadt bleiben. Er darf aber nicht, wenn er nicht nachweisen kann, daß er Verwandte in der betreffenden Stadt hat. Nichts leichter als das, sagt sich der Rotgardist, der sich überlegen fühlt gegenüber der Frau, und der die bourgeoise Ehe praktisch bekämpft: Kurz vor Abgang aus dem Heeresverband hat er sich eine Frau, welche, das ist ihm gleichgültig, wenn sie nur ein Zimmermädchen hat und eine Existenz. Die heiratet er, und nun bekommt er einen Aufenthaltsschein, so daß er sich in der Stadt aufhalten und arbeiten kann. Nicht lange dauert es, dann geht er auf das Registrieramt und läßt sich von seiner Frau scheiden, denn der Zweck, in der Stadt zu bleiben, ist erfüllt. Die Ehe ist aus. Er kann jetzt eine andere Frau heiraten.

Man sage, was man will, gegen die heutige Form der Ehe, aber so korrupt, wie sie in Rußland ist, ist sie bei uns doch nicht. Wie wenden sich die Bolschewiken und ihre Ableger, die Kommunisten, gegen die bourgeoise Ehe und bekämpfen sie um ihres prostituierten Charakters willen. Richtig, viele Ehen sind schlimmer wie eine Prostitution! Ist es aber nicht noch korrupter, prostituiertender, eine Ehe nur deshalb zu schließen, um in der Stadt zu bleiben und eine Wohnung zu erhalten? Ist hier aus der Ehe nicht ebenso eine Zweck-einrichtung geworden, wie in den kapitalistischen Ländern die Ehe eine Geschäftsverbindung ist? Ob Eheheirat oder Zeitsche: um eines bestimmten Zweckes willen, das ist gleichgültig, in beiden Fällen ist die Ehe zu einer Prostitutions-einrichtung geworden.

Die russische Ehe ist alles andere als ideal und vorbildlich für eine Ehereform.

Sie besaßen sich eines Tages in Stutari. Er pendelte auf gut Glück durch die Straßen, begegnete monnengrünschen und albauffischen Frauen mit Traglasten auf den Köpfen und betrachtete die Werkstätten kleiner Handwerksleute. So gelangte er zum Laden eines Kleinodienhändlers, der eine Reihe zierlicher Gegenstände ausgestellt hatte, die aus Silbernem Draht handverfertigt waren.

„Er, was für ein hübsches Armband!“ dachte er bei sich.

Er ging in den Laden hinein und kaufte es für Lili.

Er konnte es sich selbst nicht erklären, wieso es ihm plötzlich eingefallen war. Schon seit längerer Zeit hatte er ihr nicht einmal eine Zeile mehr geschrieben. Aber dennoch kehrten seine Gedanken wieder zu ihr zurück, zu der kleinen Frau, die er vor seinem Abzuge ins Feld in seinen Armen gehalten hatte.

Er hatte sie vor dem Kriege auf einer Baller kennengelernt. Sie war ihm angenehm und sympathisch. Dann traf er sie im Parke wieder und begleitete sie nach Hause. Später suchte er sie selbst auf und machte die Bekanntschaft ihrer Familie. Er fühlte, daß sie still in sein Leben eingetreten war, um ihm eine andere Richtung zu geben. Sie gab sich ihm im ersten aufrichtigen Aufklammern ihrer Gefühle hin, ohne an eine Zukunft zu denken. Auch daheim standen sie ihrer Liebe nicht im Wege, denn ein junger Ingenieur schien die Gewähr für das Glück der Tochter zu bieten.

Da kam mit einem Male der Krieg, der sie trennte. Rasch mußte er fort, es blieb kaum Zeit, ihr Lebewohl zu sagen. Es kam zu unvershofft. So wurden sie sich nicht einmal der Tragweite desselben bewußt und hofften auf ein baldiges Wiedersehen. Und indes gingen ganze Monate vorüber. Im Anfange schrieben sie einander oft, später seltener. Er stand täglich dem Tode gegenüber und kein Geist war wie zerfahren. Er sehnte sich nach ihr, aber allmählich war er nicht mehr imstande, ihr einen herzlichen Brief zu schreiben, auf den sie sicherlich wartete. Und so verstummte er langsam gänzlich. Er freute sich darauf, daß er bald heimkehren und ihr alles erklären würde.

Aber kein Ende kam heran, sein Weg führte ihn auf neue Kriegsschauplätze. Er kam auf den Balkan, wo er seine Pflicht mit der Genauigkeit einer Maschine erfüllte. Viel erstarb da in ihm. Das Leben schien ihm gänzlich gleichgültig zu sein. Nur der Gedanke an sie tauchte wiederholt wie — ein Unterseeboot aus der Meerestiefe auf — und entzündete in ihm den Funken einiger Hoffnung. Vielleicht würde die schwere Welle, die auf seiner Seele lastete, dennoch vorüberziehen, und die seine der Freude wieder anschlachten.

Und so blühte in ihm die Erinnerung auch an jenem Tage auf, als er das Armband bei dem Händler erblühte.

Wieder ging eine Reihe von Tagen vorüber. Das Armband lag mit Zeidenpapier umwickelt in seinem Rucksack. Es lag dort bereits halb vergessen. Endlich schrieb er ihr einen Brief, legte das Armband in den Briefumschlag und begab sich zu seinem nächsten Kameraden, der in einer Nachbarstellung lag.

„Ich hörte, daß du morgen heimfährst!“

„Ja, kann ich dir mit etwas dienlich sein?“

„Erweise mir einen Freundschaftsdienst und gib diesen Brief ab. Die Adresse befindet

sich darauf. Aber verlier ihn nicht, es ist ein Geschenk für — meinen Schatz darinnen.“

Er fühlte eine Art Erleichterung. Als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, so ein Gefühl hatte er, als er den Brief übergab. Was wird sie wohl sagen, wenn sie ihn bekommen wird? Sie wird sich davon überzeugen, daß er ihrer gedachte, auch wenn er es mit keiner Silbe kundgab.

Winnen kurzem kam eine Antwort.

„Deinem Wunsche bin ich mit Vergnügen nachgekommen und habe Lili das Armband übergeben. Als sie es erblickte, schluchzte sie. Lange schon habe ich niemanden so heftig weinen gesehen. Weshalb, begriff ich erst, als sie mir mitteilte, daß sie — verlobt sei. Sie handelte so mit Rücksicht auf ihre Familie. Das Armband sendet sie dir zurück, und bittet dich, ihr zu verzeihen.“

Er las den Brief, und es war ihm, als ob ihm jemand ein Messer in die Brust stoßen würde. Es war die schwerste Wunde, die er im Kriege erlitten hatte.



Jugend- und Kinderbücher.

„Fu der Bär.“ Von A. A. Milne. Verlag Williams u. Co., Berlin-Grünwald. Der durch die Herausgabe der reizenden Doktor-Doolittle-Bücher bekannte Verlag Williams u. Co. hat mit „Fu der Bär“ wieder ein Kinderbuch herausgegeben, das jedes Kindes Entzücken hervorrufen wird. Fu ist ein Teddybär, der in der Welt vieles erlebt, was die Kinderleser fröhlich stimmt und neben ihm treten noch vielerlei andere Tiere handelnd auf. Der Verfasser hat, phantasievoll und mit prächtigem Humor, in „Fu der Bär“ ein Märchenbuch geschaffen, das allen damit beschenken Kindern im späteren Leben eine schöne politische Jugenderinnerung bleiben wird. Die zahlreichen, dem Text beigefügten Illustrationen sind reizend.

„Jugend und Welt.“ Bd. 2. Herausgegeben von Rudolf Arnheim. Verlag Williams u. Co., Berlin-Grünwald. Dieses Jugend-Jahrbuch bringt in vorzüglicher Ausstattung eine Fülle anregender, belehrender und unterhaltender Lesestoffes für die reifere Jugend. Eine Reihe von Mitarbeitern haben Beiträge geliefert, die in ihrer Gesamtheit das Buch zu einem wertvollen Besitz der Jungen und Mädchen machen wird.

Schöne neue Bilderbücher des Verlages Jos. Scholz, Mainz. Man muß dem Verlag zugestehen, daß er bei den von ihm herausgegebenen Bilderbüchern die Devise befolgt: „Das Beste ist für das Kind gerade gut genug.“ Der Verlag bezeichnet selber als These, der bei der Herausgabe seiner Bilderbuchreihe befolgt ist, diese: „Der Bilderbuchstil kann nur in der Richtung einer Verschmelzung der wesentlichen Züge der Kinderzeichnung mit dem persönlichen Stil des berufenen Künstlers liegen.“ Daß er dieses Programm treu befolgt hat, dafür erbringt jedes einzelne der Bücher den Beweis. Technik, Ausstattung, Bilder und Texte dienen durchwegs der Aufgabe, das Bilderbuch zu einem wichtigsten Mittel der Jugenderziehung zu machen. Es sind: „Die Bremer Stadtmusikanten“ (1.75 Mark), „Nunt Durcheinander“ (1.75 Mark), „Die Reise der Tiere“ (2. Mark), „Zirkus“ (1.— Mark), „Das Jahr im Leben der Kinder“ (2.— Mark), „Kiesel, Kiesel, Reihe“ (2.50 Mark),

„Schneewittchen und Kollappchen“ (1.— Mark), „Tiere aus Haus und Hof“ (1.50 Mark). Die alten unverwundlichen Märchen sind künstlerisch und farbenprächtig illustriert, die anderen Bilderbücher nicht minder und führen so die Kinder in das wundervolle Land der Phantasie und der Träume. Das beste Geschenk für die Kinder sind Bücher, diesem Grundsatz ist der Verlag durch die Heranziehung hervorragender Künstler als Illustratoren entgegengekommen und damit ist auch das Beste über diese Bilderbücher gesagt, was über sie zu sagen ist.

„Obhüssens“. Irrfahrten und Abenteuer des kistenreichen Obhüssens. Von R. Meier-Lemgo. Verlag: Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. (Preis 6.— Mark.) Sollte jemand in der Erinnerung an die Schrecken der Schulzeit sich abgeschreckt fühlen, wenn er den Namen Obhüssens liest, so läte er diesem Buche Unrecht an. Hier ist der Versuch unternommen, diesen Stoff neu zu gestalten und er kann als gelungen bezeichnet werden. Obhüssens und die anderen Gestalten der griechischen Mythologie wirken nicht auf hohen Stufen einher, sondern sind Menschen der Wirklichkeit. Es ist kein Zweifel, daß das Buch der reiferen Jugend außerordentlich gefallen wird.

„Martin Steffens wilde Fahrt“. Von Willy Steding. Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. (Preis 6 Mark.) Wer Bedenken trägt, Knaben ein Abenteuerbuch in die Hand zu geben, der erinnere sich an seine eigene Jugend, in der er sicher mit fiebernden Augen solche Bücher gelesen hat. Jeder richtige Junge dürste nur einmal danach, an abenteuerlichen Geschehen Anteil zu nehmen und Bücherlesen ist noch die harmloseste Form, diesem Drange Rechnung zu tragen. Martin Steffens wilde Fahrt ist ein Buch so recht nach dem Herzen der Knaben, das noch dazu nicht ohne didaktischen Wert ist.

Was mancher nicht weiß.

Eine Arbeitsbiene gewinnt aus einer einzigen Akeblüte 7.5 Milligramm Nektar. Um diese Menge zu gewinnen, muß sie aber ihren Nüssel in 60 verschiedene Winterröhren stecken. Um ein Pfund Nektar einzusammeln, muß die Biene 36.000 verschiedene Akeblüten besuchen, und da sie bei jeder Blüte den Nüssel in 60 Röhren steckt, so bedeutet das, daß sie 2.160.000 Nüsselzüge tun muß, um soviel Süßigkeit zu sammeln, daß daraus ein Pfund Honig gewonnen wird.

In allen tiefen Schächten, in tiefen Bohrlochern, in großen Tunnelbauten nimmt die Temperatur mit der Zunahme der Entfernung von der Erdoberfläche ständig zu. Im allgemeinen darf damit gerechnet werden, daß bei einer Zunahme der Tiefe um je 33 Meter die Temperatur um 1 Grad steigt.

Bei den afrikanischen Kirgisen gilt es für unheimlich, wenn eine Frau jemals den Namen eines ihrer monatlichen Verwandten ausspricht.

Zu Tibet gibt es Thermen mit Siedetemperatur noch in 4700 Meter Höhe.

Harem heißt ursprünglich nichts als „verboten“, also ein dem Unbefugten verbotenes Frauengemach. Das türkische Haremleben spielt sich in Wirklichkeit weit nüchtern ab, als es Romanschrißsteller in buntschillernden Farben sensationell darzustellen liebten, schon aus dem Grunde, weil bereits im verflochtenen Jahrhundert nur der wirklich reiche Sarkte sich gehe als eine Frau „leiten“ konnte. Mit dem im September vorigen Jahres in Kraft getretenen, nach „Schweizer Muste“ modifizierten Bürgerlichen Gesetzbuch ist die Vielweiberei verboten worden und es sind dem Mann und der Frau gleiche Rechte eingeäumt.

Gebanten-Splitter.

Aus Viktor Adlers Reden und Schriften.

Was ihr wissen sollt. Ihr sollt wissen, daß ihr nicht vereinzelt seid und daß alles anders werden kann, wenn ihr eure ganze Kraft sammennimmt, um den Druck, der auf euch lastet, zu brechen.

Rede über Jugend und Alkohol.

Die Frauen. Wenn die Frau reif ist für die Ausbeutung, wenn sie reif ist für jede Pflicht, dann muß sie auch reif sein für jedes Recht. Und wären die Frauen politisch unreif, so müssen sie das Wahlrecht erhalten, um reifer zu werden. Es wird einer der größten Fortschritte in der politischen Erziehung des Volkes sein, wenn alle Mütter mit dem Wahlrecht auch die Notwendigkeit des politischen Urteils und der Anteilnahme an politischen Interessen gewinnen.

Broschüre über das Wahlrecht, 1893.

Ueber Politik. Wähler gewinnen ist nützlich und notwendig; Sozialdemokraten erzihen ist nütlicher und notwendiger.

Neue Aufgaben. „Kampf“, 1907.

Allerlei.

Die „jähren“ Frauen. Ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Hugh Cumming, der sich eingehend mit den Beziehungen zwischen Geschlecht, Lebensalter und Krankheit beschäftigt hat, erklärt die Frauen im allgemeinen für „jähre“ als die Männer. Nach seinen Beobachtungen leben die Frauen länger, aber die Männer sind gesünder. Bis zum Alter von 11 Jahren ist das Mädchen besser entwickelt, widerstandsfähiger gegen Krankheiten. Der Knabe ist in diesem Alter viel größeren Gefahren ausgesetzt. Aber nach dem 11. Geburtstag wendet sich das Mädchen. Dann ist Hans der Gesunde und Kräftige in der Familie, während Grete anfällig wird und in der Entwicklung etwas zurückbleibt. Die Zeit von 20 bis 25 Jahren ist die gesündeste Periode des Lebens für beide Geschlechter. Nach dem 40. Jahre janzten die organischen Krankheiten an, sich bemerkbar zu machen, und die meisten von uns sterben an einer solchen Erkrankung, nicht an Altersschwäche. Aber die Frau zeigt, je älter sie wird, eine immer größere Fähigkeit und ist in der Heberwindung von Schädigungen vor dem Manne bevorzugt.

Ein vorgeschichtlicher Walfisch wird für ein Schiff gehalten. Ein merkwürdiges Mißverständnis hat zu einer wissenschaftlich bedeutungsvollen Feststellung geführt. Vor einiger Zeit entdeckten Arbeiter, als sie an der Küste von Nistänge bei Salmstadt in Schweden einen Graben auskoben, ein mächtiges Gebilde, das sie für ein in alter Zeit versunkenes Schiff hielten. Die nähere Untersuchung dieses seltsamen Gegenstandes ergab jedoch, daß es sich um die Ueberreste eines riesigen Grönlandwales handelte, den man nannmehr allmählich vollständig ans Tageslicht fördern wird. Bis jetzt wurde ein gewaltiger Kinnbaden ausgegraben, der eine Länge von nahezu 1.5 Meter aufweist. Im Laufe der wissenschaftlichen Untersuchung hat man feststellen können, daß dieser Walfisch vor mindestens 5000 Jahren, also am das Ende der Eiszeit, gelebt hat.

Ein Baum, der Affen frist. Daß es fleischfressende Pflanzen gibt, ist eine bekannte Tatsache. Aber daß ein Baum es sogar fertig

bringt, Affen zu verschlingen, das ist eine überraschende Neuigkeit, die nach einem Bericht der Comodia ein brasilianischer Forschungsreisender von einer Reise nach dem Innern von Guyana mitgebracht haben soll. Diese Bäume, die Tiere verschlingen, hauchen nach den Angaben des Reisenden einen schwülen und durchdringenden Geruch aus. Wehe dem Lebewesen, das in ihr dieses Gezwieg eindringt und zwischen ihre Blätter gerät. Die Blätter, die drei bis vier Fuß groß sind, schließen sich fest um die Wesen, die sich ihnen nähern, und öffnen sich erst wieder nach einer Reihe von Tagen, um die Knochen des Tieres niederfallen zu lassen. Es sollen auf diese Weise hauptsächlich Affen von dem Baume gefressen werden.

Heiteres.

Lustiges aus Minderland.

... Tante Lisa kommt zu Besuch. „Nanu, Peter“, sagte sie zu ihrem kleinen Neffen, „wie gefallt dir denn das Buch, das ich dir zum Geburtstag geschenkt habe?“ — „Es sieht sehr schön aus, aber gelesen habe ich es noch nicht!“ — „Du hast es noch nicht gelesen? Aber warum denn nicht?“ — „Vater sagt, ich darf nur darin lesen, wenn ich saubere Hände habe.“

Siefelotte, die eben sechs Jahre alt ist, geht mit ihrer Mutter in den Keller, um etwas zu holen, aber die Mutter kann das, was sie sucht, nicht finden. Deshalb sagt sie zu Siefelotte: „Lauf rasch hinauf und hole Vaters elektrische Taschenlampe!“ Nach ein paar Minuten kommt das Mädel wieder. „Die Taschenlampe kann ich nicht finden, da hab ich statt dessen Pappas Brille mitgebracht.“

In der Religionsstunde fragt die Lehrerin: „Nanu jemand mir sagen, warum Adam als erwachsener Mann zur Welt kam?“ Ein langes Schweigen folgt dieser wirklich sehr schwierigen Frage. Endlich meldet sich Elli: „Ja, wenn er als kleines Kind zur Welt gekommen wäre, dann hätte er doch keinen gehabt, der ihn hätte nähren können!“

Ein Auto kam in rascher Fahrt die Landstraße entlang und fuhr gegen einen hochbedeckten Schwagen. Der Zusammenstoß war so heftig, daß der Wagen umstürzte und alles Hen auf die Landstraße fiel. Ein Bauernjunge, der oben auf der Fahre gesessen hatte, wurde kopfüber in den Graben geschleudert, dort blieb er allfälligerweise unbeschädigt. Der Besitzer des Autos, der das Gefühl hatte, daß irgend etwas geschehen müsse, sagte zu dem Jungen, ob er nicht schnell nach Hause laufen wolle und seinen Vater benachrichtigen; er wolle so lange hierbleiben und anpassen. „Das ist nicht nötig“, erwiderte der Junge, „mein Vater weiß das schon.“ — „Woher?“ fragte der Automobilist erstaunt. „Wie sollte er das schon wissen können?“ — „Ja, er liegt doch unter dem Hen“, erwiderte der Junge grinsend.

Die Lehrerin ist mit Frischens Rechenaufgaben nicht zufrieden. Er hatte wieder einmal lauter solche Lösungen herausgeröhnet. Kopfgeschüttelnd betrachtet sie sein Best. Sie ruft sich den Sünder nach vorn: „Hor mal, mein Junge“, sagte sie, „es scheint wirklich, als ob du diese Rechenaufgaben noch immer nicht verstanden hast. Hast du denn nicht einen Bruder oder eine Schwester, die dir helfen könnten?“ — Frischens Gesicht verflart sich: „Nein, Fräulein“, sagte er, „aber ich glaube, ich bekomme bald einen!“